

Die Partnerwahl zwischen Wunsch und Wirklichkeit: Eine empirische Studie zum Austausch von physischer Attraktivität und sozialem Status

Axel Franzen, Josef Hartmann

1. Einleitung

Was wollen Frauen von Männern und was die Männer von den Frauen? Dies sind sicherlich zwei der ältesten Fragen, die die Menschheit bewegen. Eine befriedigende Antwort ist weit und breit nicht in Sicht. Vielmehr dürfte es den meisten von uns gehen wie Freud, als er feststellte, „die große Frage, die ich trotz meines dreißigjährigen Studiums der weiblichen Seele nicht zu beantworten vermag, lautet: Was will eine Frau?“ Die meisten Frauen dürften sich in Bezug auf die Männer in keiner vorteilhafteren Lage befinden. Sehr wahrscheinlich gehören die Intentionen und Wünsche des anderen Geschlechts zu den Rätseln, die nicht so schnell gelöst werden, und daran kann auch dieser Beitrag nur wenig ändern. Aber die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Frage, ob und falls ja, welche Regelmäßigkeiten die Partnerwahl bestimmen, stellt immer wieder eine Herausforderung dar und hat eine Vielfalt von unterhaltsamen und provozierenden Theorien und Hypothesen generiert.

Wir konzentrieren uns in diesem Beitrag auf einige empirische Tests der nach unserer Meinung interessantesten Erklärungsansätze zum Thema Partnerwahl: Auf den evolutionsbiologischen Erklärungsansatz und die ökonomische Theorie. Beide Ansätze sind unter Sozialwissenschaftlern aus verschiedenen Gründen umstritten, besonders, wenn sie auf die Partnerwahl angewandt werden. Im Vergleich zu anderen Ansätzen lassen sich aber aus beiden Theorien relativ genaue und überprüfbare Erwartungen ableiten.¹ Daher machen wir sie zum Ausgangspunkt unserer empirischen Untersuchungen.

Aus evolutionsbiologischer Sicht erfolgt die Partnerwahl mit dem den Individuen möglicherweise unbewussten Ziel, den Reproduktionserfolg zu maximieren (vgl. Posner 1992: 90ff.). Dies impliziert für die beiden Ge-

¹ Allerdings diskriminieren die empirischen Befunde nicht immer zwischen den beiden Ansätzen oder sind auch durch weitere, alternative Ansätze erklärbar.

schlechter unterschiedliche Strategien der Partnerwahl. Männer sollten diesem Ansatz zufolge promiskuitiv sein, und zwar deshalb, weil sie theoretisch um so mehr Nachkommen zeugen können, je mehr Partnerinnen sie haben. Polygamie ist nun in den meisten westlichen Gesellschaften ausgeschlossen. Aber falls die Evolution männliche Promiskuität belohnt oder wenigstens in der Vergangenheit belohnte, dann sollten diejenigen Männer einen evolutionären Vorteil haben, die bei der Partnerwahl nicht besonders selektiv vorgehen, sondern möglichst viele Paarungsgelegenheiten wahrnehmen. Dies würde bedeuten, dass diejenigen Vertreter der männlichen Spezies im Vorteil sind, deren Interesse am anderen Geschlecht relativ schnell und leicht geweckt werden kann. Ein besonders leicht und rasch zu empfangendes Signal sind die äußeren, visuell wahrnehmbaren Eigenschaften des anderen Geschlechts. Männer sollten deshalb vor allem an der physischen Attraktivität von Frauen interessiert sein und diese, wenn auch nicht zum einzigen, so doch zum wesentlichen Selektionskriterium machen.

Für Frauen legen evolutionsbiologische Überlegungen dagegen ganz andere Selektionskriterien nahe. Da sie nur eine begrenzte Anzahl an Nachwuchs hervorbringen können und sich diese Anzahl durchaus mit einem Partner erreichen lässt, sollten sie weit weniger promiskuitiv veranlagt sein als Männer (vgl. Posner 1992: 90ff.; Grammer 1998: 42ff.). Vielmehr sollte der Reproduktionserfolg von Frauen dadurch bestimmt werden, ob es ihnen gelingt, einen Partner zu finden, der sich auch auf eine langfristige Bindung einlässt und der möglichst gut in der Lage ist, sie und den Nachwuchs zu unterstützen. Frauen sollten deshalb solche Partner bevorzugen, die über genügend Ressourcen verfügen. Dies impliziert, dass Frauen bei der Partnerwahl selektiver vorgehen als Männer. Insbesondere sollten sie weniger auf äußere Reize reagieren und mehr Wert auf den sozio-ökonomischen Status ihrer Partner legen (vgl. Grammer 1998: 221).

Im Licht der ökonomischen Theorie der Familie gehen Individuen Beziehungen ein, weil in diesen die Produktion ganz spezifischer Güter wie partnerschaftliche Zuneigung, Vertrauen oder die „Aufzucht“ gemeinsamer Kinder effektiver und effizienter möglich ist (Becker 1976; 1991, vgl. auch den Beitrag von Hill und Kopp in diesem Band). Die Individuen sollten deshalb unabhängig vom Geschlecht Partner wählen, mit denen sich die Herstellung dieser Güter möglichst günstig realisieren lässt. Dies erfordert auf der einen Seite eine gewisse Homogenität in Bezug auf die Interessen und Lebensvorstellungen der Partner. Zum anderen erfordert eine effiziente Produktion ehe- oder beziehungsspezifischer Güter ein gewisses Ausmaß an Arbeitsteilung. Insofern sollte auf der einen Seite eine Spezialisierung auf die

Erwerbsarbeit durch einen Partner und auf die Haushaltsführung und Kinderbetreuung durch den anderen Partner der Maximierung ehespezifischer Güter förderlich sein. Auf der anderen Seite ist zu erwarten, dass die Partner um so mehr gemeinsame Interessen haben, je größer zum Beispiel die Übereinstimmung hinsichtlich der Bildung oder des Alters ist.

Im folgenden Beitrag werden die angesprochenen evolutionsbiologischen und ökonomischen Hypothesen zur Partnerwahl empirisch detaillierter betrachtet. Der Beitrag ist dabei in fünf weitere Abschnitte gegliedert. Im zweiten Abschnitt werden zunächst die Daten beschrieben, die uns für die Analysen zur Verfügung stehen. Abschnitt drei beschäftigt sich dann mit der Frage, ob Frauen und Männer tatsächlich unterschiedliche Präferenzen bezüglich der Partnereigenschaften haben. Im vierten Abschnitt gehen wir der Frage nach, inwieweit die Partnerpräferenzen mit – nach Selbsteinschätzung vorhandenen – eigenen Ausstattungsmerkmalen übereinstimmen. Anders formuliert enthält dieser Abschnitt eine empirische Überprüfung des im Volksmund bekannten Sprichworts „Gleich und Gleich gesellt sich gern“. Im fünften Abschnitt wenden wir uns schließlich der Frage zu, in welchem Ausmaß die tatsächlichen Ausstattungsmerkmale der Partner in ihren realisierten Partnerschaften korrelieren. Insbesondere wird in diesem Abschnitt die Bildungs- und Einkommenshomogamie untersucht. Des Weiteren wurde in der vorliegenden Studie der Body-Mass-Index als Indikator der physischen Attraktivität der Befragten erhoben. Dies ermöglicht eine Analyse der Frage, in welchem Umfang die physische Attraktivität der Partner korreliert. Da sich die Gesamtattraktivität eines Partners aus dem Zusammenwirken verschiedener Merkmale ergibt, wird in einem weiteren Schritt analysiert, inwieweit bestimmte Nachteile bei einem Merkmal durch Vorteile bei einem anderen ausgeglichen werden können. Schließlich werden wir die wichtigsten Ergebnisse im letzten Abschnitt zusammenfassen.

2. Die Daten

Die Daten wurden im Rahmen einer Lehrveranstaltung an der Universität Bern im März und April 1999 erhoben.² Zum Thema „Partnerschaft und Sexualität“ wurde ein schriftlicher Fragebogen mit etwa 100 Fragen verfasst

² An dieser Stelle sei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des empirischen Forschungspraktikums im Wintersemester 1998 und Sommersemester 1999 an der Universität Bern für ihre engagierte Mitarbeit gedankt.

und an 2.500 Haushalte im deutschsprachigen Teil der Schweiz verschickt. Die Adressen waren zuvor aus dem aktuellsten Telefonregister der Privathaushalte mittels eines Zufallsverfahrens ermittelt worden. Dem Fragebogen lag ein Anschreiben bei, aus dem hervorging, dass sich die Befragung an die Bevölkerung zwischen 18 und 60 Jahren richtet und der Fragebogen in Mehrpersonenhaushalten von demjenigen ausgefüllt werden soll, der zuletzt Geburtstag hatte.³ Der Grund für die Einschränkung des Alters auf maximal 60 Jahre bestand darin, dass der Fragebogen in Anlehnung an die Sexualitätsstudie von Laumann et al. (1994) auch heikle Fragen zum Sexualverhalten (zum Beispiel der Koitusfrequenz) enthält und wir davon ausgingen, dass solche Fragen unter der älteren Bevölkerung eher auf geringe Akzeptanz stoßen würden. Vier Wochen nach Versand der Fragebogen erfolgte eine schriftliche Nachfassaktion.

Von den 2.500 ausgewählten Adressen waren etwa 10% stichprobenneutrale Ausfälle, weil der Fragebogen entweder nicht zustellbar war oder weil es sich um Ferienwohnungen handelte. Weitere 25% der Schweizer Haushalte werden von Personen bewohnt, die entweder über 60 oder unter 18 Jahre alt sind, also nicht zur Stichprobe gehören.⁴ Damit ergibt sich eine Nettostichprobe von 1.688 Adressen. 490 vollständig ausgefüllte Fragebogen wurden zurückgeschickt, wodurch sich eine Ausschöpfungsquote von 29% errechnet.⁵ Ein Vergleich der Randverteilungen der Befragungsergebnisse in Bezug auf Geschlecht, Alter und Schulbildung mit den Angaben aus der SAKE-Studie zeigt keine gravierenden Abweichungen (siehe Tabelle A im Anhang). Größere Abweichungen ergeben sich lediglich beim Familienstand. Hier wird der Anteil der unverheirateten Personen in unserer Studie um etwa 10%-Punkte überschätzt.⁶ Einen weiteren Vergleichsmaßstab stellt der 1998 erhobene Schweizer Gesundheitssurvey dar, der mehr als 10.000

³ Damit handelt es sich um eine zweistufige Zufallsstichprobe. Der Fragebogen enthielt am Anfang eine Frage, ob die beantwortende Person auch zuletzt Geburtstag hatte. Fragebogen, bei denen dies verneint wurde, wurden nicht berücksichtigt.

⁴ Der Anteil von 25% wurde aus der Schweizerischen Arbeitskräfte-Erhebung 1999 (SAKE) berechnet. Die SAKE-Studie gilt als eine der zuverlässigsten Datenquellen in der Schweiz (n=16.000) und wird zum Beispiel auch vom Statistischen Bundesamt der Schweiz als Datengrundlage verwendet.

⁵ Diese Ausschöpfungsquote ist für wissenschaftliche Befragungen in der Schweiz gering. Hier lassen sich auch mit schriftlichen Bevölkerungsumfragen Ausschöpfungsquoten von 50% erreichen (vgl. Franzen 2000).

⁶ Um zu überprüfen, ob diese Abweichung Einfluss auf die Ergebnisse hat, wurden die im Folgenden vorgestellten Analysen zu Paaren jeweils auch getrennt für Ehepaare und für nicht verheiratete Paare durchgeführt. Dabei zeigten sich nur hinsichtlich des Einkommens der Partner Unterschiede. Darauf wird bei der Vorstellung der entsprechenden Ergebnisse eingegangen.

telefonische Interviews umfasst. Im Gesundheitssurvey wurde wie in der vorliegenden Studie der Body-Mass-Index erhoben.⁷ Demzufolge hatte die weibliche, in der Schweiz wohnhafte Bevölkerung zwischen 18 und 60 Jahren 1998 einen durchschnittlichen BMI von 22,83 (n = 2.795) und die männliche Bevölkerung von 24,49 (n = 3.083). Vergleicht man diese Werte mit den Ergebnissen der vorliegenden Befragung (22,59 (n = 246) und 24,43 (n = 230)), so sind auch in Bezug auf den BMI keine nennenswerten Abweichungen feststellbar. Trotz der Ergebnisse dieses Vergleichs sind die deskriptiven Ergebnisse bei der doch recht geringen Ausschöpfungsquote und der geringen Fallzahl des Datensatzes nur mit der entsprechenden Vorsicht verallgemeinerbar.

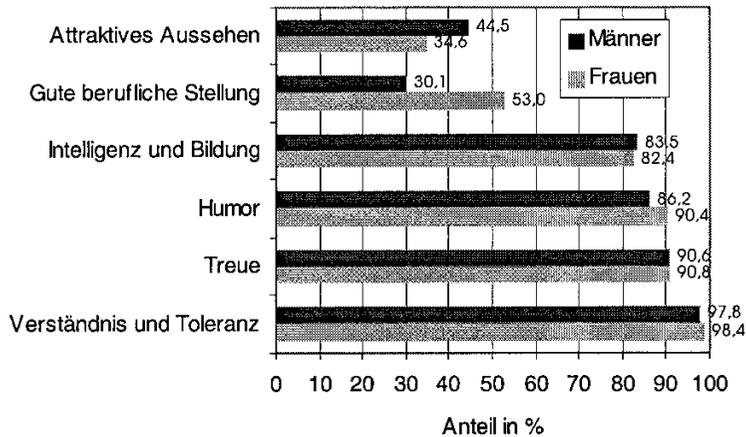
3. Geschlechtsspezifische Partnerpräferenzen

Wenden wir uns zunächst einmal den geschlechtsspezifischen Partnerpräferenzen zu. Das Erhebungsinstrument enthält hierzu die Frage, wie wichtig den Befragten eine Reihe von Eigenschaften bei einem Partner sind. Aufgelistet wurden dann *attraktives Aussehen, gute berufliche Stellung, Intelligenz und Bildung, Humor, Treue, Verständnis und Toleranz*, die jeweils von sehr wichtig (1) bis völlig unwichtig (5) bewertet werden konnten. Für die Darstellung wurden in Abbildung 1 die Ausprägungen *sehr wichtig* und *eher wichtig* zusammengefasst. Deutlich ist erkennbar, dass die Rangordnung der gewünschten Eigenschaften von *Verständnis und Toleranz, Treue, Humor* sowie von *Intelligenz und Bildung* angeführt wird. Geschlechtsspezifische Unterschiede lassen sich hier praktisch nicht feststellen.

Deutliche Differenzen ergeben sich aber für die beiden Eigenschaften *attraktives Aussehen* und *gute berufliche Stellung*. Nach der evolutionsbiologischen Hypothese sollten Frauen bei ihren Partnern eine gute berufliche Stellung wichtiger finden als Männer bei Frauen. Genau dies lässt sich in Abbildung 1 beobachten. Während für 53% der Frauen die berufliche Stellung des Partners wichtig ist, trifft dies nur bei 30,1% der Männer zu. Statistisch ist der Unterschied der Mittelwerte stark signifikant (t-Wert = 5,47). Entsprechend der evolutionsbiologischen Erwartungen legen Männer mehr Wert auf die physische Attraktivität als Frauen: Während 44,5% der Männer

⁷ Der Body-Mass-Index (BMI) errechnet sich als Quotient aus Körpergewicht und quadrierter Körpergröße in Metern. Eine Person mit einem Gewicht von 75 kg und einer Körpergröße von 1,80 m hat zum Beispiel einen BMI von 23,15.

Abbildung 1: Geschlechtsspezifische Partnerpräferenzen



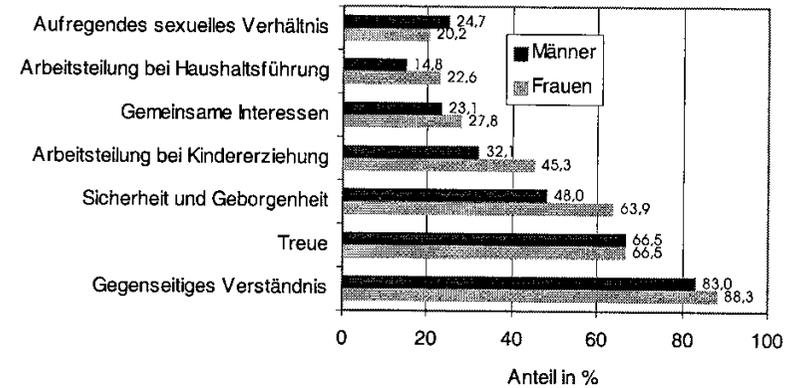
Quelle: Studie „Partnerschaft und Sexualität“, Bern 1999

diese wichtig finden, ist der Wert bei den Frauen knapp 10%-Punkte niedriger. Auch hier zeigt ein Mittelwertvergleich deutlich die statistische Signifikanz der Ergebnisse (t -Wert = 8,26).

Der Fragebogen enthält eine weitere, ähnliche Fragestellung, die darauf abzielt, was in einer Beziehung wichtig ist (siehe Abbildung 2). Auch hier zeigt sich, dass die weiblichen Befragten signifikant mehr Wert legen auf Sicherheit und Geborgenheit oder die Arbeitsteilung bei der Kindererziehung als auf Sexualität, die dagegen für die Männer einen etwas höheren Stellenwert besitzt.

Es stellt sich nun die Frage, ob diese Befunde als Bestätigung der evolutionsbiologischen Hypothesen gewertet werden dürfen. Diese Frage ist keineswegs leicht zu beantworten. Einerseits wird den aus evolutionärer Sicht am meisten thematisierten Eigenschaften von den Befragten die geringste Bedeutung zugemessen. Andererseits könnte die Rangfolge der Eigenschaften auch aufgrund sozialer Erwünschtheit entstanden sein. Des Weiteren lässt sich fragen, ob denn die beobachteten Unterschiede nicht auch anders erklärbar sind. Zum Beispiel könnte die Wichtigkeit der beruflichen Stellung des Partners für Frauen nur deshalb so hoch sein, weil sie über geringere Verdienstmöglichkeiten verfügen. Allerdings bleiben die Unterschiede auch

Abbildung 2: Wichtige Eigenschaften einer Beziehung



Quelle: Studie „Partnerschaft und Sexualität“, Bern 1999

dann bestehen, wenn in dem Vergleich nur vollzeiterwerbstätige Frauen berücksichtigt werden.

Somit kann zusammenfassend festgehalten werden, dass die Ergebnisse Indizien für geschlechtsspezifische Präferenzen bei der Partnerwahl enthalten, die mit evolutionsbiologischen Argumenten erklärbar sind. Diese Ergebnisse stimmen weitgehend mit Befunden aus amerikanischen Studien überein (vgl. Buss 1985; Buss/Barnes 1986; Stroebe et al. 1971).

4. Präferenzen und eigene Merkmale

Wir haben bisher gesehen, dass die Partnerpräferenzen bezüglich einiger Ausstattungsmerkmale durchaus geschlechtsspezifisch sind. So ist den Frauen ein attraktives Aussehen ihres Partners weniger wichtig als den Männern, und der sozio-ökonomische Status des Partners interessiert die Männer wiederum weniger als die Frauen. In einem weiteren Schritt soll nun analysiert werden, durch welche weiteren Faktoren die Partnerpräferenzen erklärt werden können.

Aus der ökonomischen Theorie folgt, dass die Produktion von ehe- bzw. beziehungsspezifischen Gütern dann erfolgreicher sein sollte, wenn eine gewisse Komplementarität der Partner vorliegt. Daher ist auch zu erwarten, dass die Präferenzen in Bezug auf die Ausstattungsmerkmale des Partners positiv mit den eigenen Ausstattungsmerkmalen korrelieren. Mit anderen Worten sollten zum Beispiel attraktive Personen auch attraktive Partner

bevorzugen und Individuen mit höherer Ausbildung auch eine Präferenz für gebildete Partner haben. Tatsächlich lässt sich zeigen, dass eine solche Übereinstimmung der gewünschten und nach Selbsteinschätzung vorhandenen Merkmale existiert.

Das Erhebungsinstrument enthält die Frage, welche Eigenschaften sich die Befragten selbst zuschreiben. Tabelle 1 zeigt die Korrelations- und Re-

Tabelle 1: Partnerpräferenzen in Abhängigkeit von eigenen Eigenschaften

	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)
Befragte Person: weiblich ¹	-0,57** (-8,64)	0,03 (0,55)	0,11** (2,35)	-0,05 (-0,99)	0,12** (2,15)	0,56** (5,82)
Alter	0,01 (0,59)	0,01** (2,60)	0,01 (0,58)	-0,01** (-2,27)	-0,01 (-0,24)	0,04 (0,86)
Bildung (in Jahren)	0,02 (1,29)	-0,01 (-0,20)	0,01 (1,37)	-0,04** (-3,86)	-0,01 (-0,84)	-0,09 (-5,00)
Mit Partner ²	0,06 (0,71)	0,24** (3,11)	0,12** (2,02)	0,04 (0,55)	0,11 (1,55)	-0,01 (-0,12)
Mit dem Partner verheiratet ³	-0,10 (-1,29)	-0,13 (-1,93)	0,06 (1,08)	0,10 (1,48)	-0,11 (-1,59)	0,17 (1,48)
(1) Attraktives Aussehen	0,38** (8,67)					
(2) Intelligenz/Bildung		0,52** (10,54)				
(3) Verständnis/Toleranz			0,25** (8,11)			
(4) Treue				0,52** (13,53)		
(5) Humor					0,44** (13,01)	
(6) Gute berufliche Stellung						0,28** (5,78)
N	471	472	470	470	469	459
Korrigiertes r ²	0,26	0,24	0,14	0,34	0,29	0,16
Bivariate Korrelation	0,34	0,46	0,35	0,56	0,53	0,17

Berichtet werden die unstandardisierten OLS-Regressionskoeffizienten. Werte in Klammern bezeichnen die entsprechenden t-Werte. Die abhängigen Variablen sind jeweils die gewünschten Partnereigenschaften: (1) Attraktives Aussehen, (2) Intelligenz/Bildung, (3) Verständnis/Toleranz, (4) Treue, (5) Humor, (6) Gute berufliche Stellung.

** = signifikant bei $\alpha = 0,05$; * = signifikant bei $\alpha = 0,10$

¹ Referenzkategorie: „männlich“

² Referenzkategorie: „ohne Partner“

³ Referenzkategorie: „nicht verheiratet“

Quelle: Studie „Partnerschaft und Sexualität“, Bern 1999

gressionskoeffizienten zwischen den gewünschten und den selbstberichteten eigenen Eigenschaften. Durchweg zeigt sich, dass die sich selbst zugeschriebenen Merkmale und die beim Partner gewünschten Eigenschaften sowohl eine relativ hohe bivariate als auch partielle Korrelation aufweisen. Beispielsweise wünschen sich gebildete Personen auch eine gebildete Partnerin bzw. einen gebildeten Partner. Die Korrelationen bei Treue und Humor betragen 0,56 bzw. 0,53 und sind damit höher als die Korrelationen, die aus anderen Studien bekannt sind (vgl. Buss 1985). Die mit Abstand schwächste Korrelation von 0,17 zeigt sich übrigens, ganz im Sinne von Becker (1976; 1991), in Bezug auf die berufliche Stellung. Dies weist darauf hin, dass dieses Merkmal am ehesten als Substitut aufzufassen ist.

Die Resultate der multivariaten Regressionen bestätigen noch einmal die im vorigen Abschnitt in bivariaten Analysen festgestellten geschlechtsspezifischen Unterschiede: Auch unter Kontrolle von Ausbildung, Alter, des Partnerstatus (mit bzw. ohne momentanen Partner), des Erwerbsstatus (erwerbstätig versus nicht erwerbstätig, nicht in Tabelle 1 ausgewiesen) und des Heiratsstatus (verheiratet versus nicht verheiratet) zeigt sich der Einfluss des Geschlechts der befragten Person. Frauen legen signifikant weniger Wert auf physische Attraktivität als Männer (Regressionskoeffizient von -0,57), dafür aber mehr Wert auf den Status der Partner (Regressionskoeffizient von 0,56).

5. Homogamie oder Heterogamie?

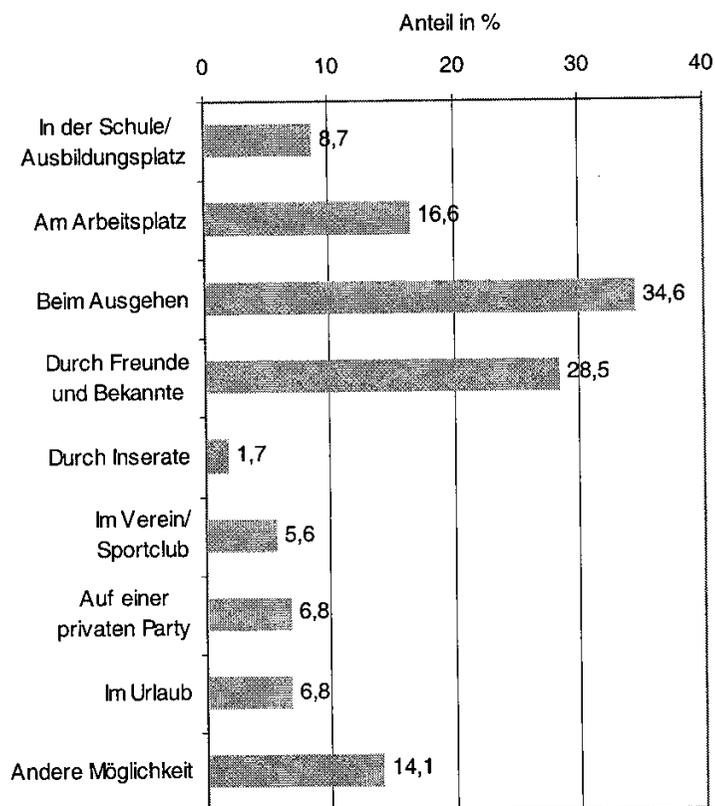
Im letzten Abschnitt haben wir uns mit dem Zusammenhang zwischen den gewünschten Partnermerkmalen und den nach Selbsteinschätzung vorhandenen Merkmalen beschäftigt. Eine andere Frage ist nun, ob Homogamie in den existierenden Partnerschaften auch realisiert wird. Die folgenden Analysen beschäftigen sich mit dieser Frage. Von den 490 Befragten hatten 357 (73%) zum Befragungszeitpunkt eine Partnerschaft. Die Analysen zur Homogamie bzw. Heterogamie beschränken sich auf diesen Personenkreis.⁸

Es kann vermutet werden, dass die Ähnlichkeit der Partner mit dem Ort des Kennenlernens variiert. Daher betrachten wir zunächst einmal die Ver-

⁸ Streng genommen dürften wir die Begriffe „Homogamie“ bzw. „Heterogamie“ eigentlich nicht verwenden, da nicht alle Paare verheiratet sind. Wir benutzen sie im Folgenden trotzdem aus Gründen der sprachlichen Vereinfachung.

teilung der Orte, an denen sich die Partner kennen lernten. Diese Verteilung ist in Abbildung 3 dargestellt. Es ist hier zu beobachten, dass der überwiegende Teil der Befragten ihre Partner nicht in der Schule oder am Arbeitsplatz traf, sondern vielmehr beim Ausgehen oder durch Freunde und Bekannte (vgl. auch den Beitrag von Klein und Lengerer in diesem Band). Abbildung 4 zeigt, wie hoch die Bildungshomogamie je nach Ort des Kennenlernens ist. Zur Berechnung der Übereinstimmungsquoten wurden die

Abbildung 3: Orte des Kennenlernens

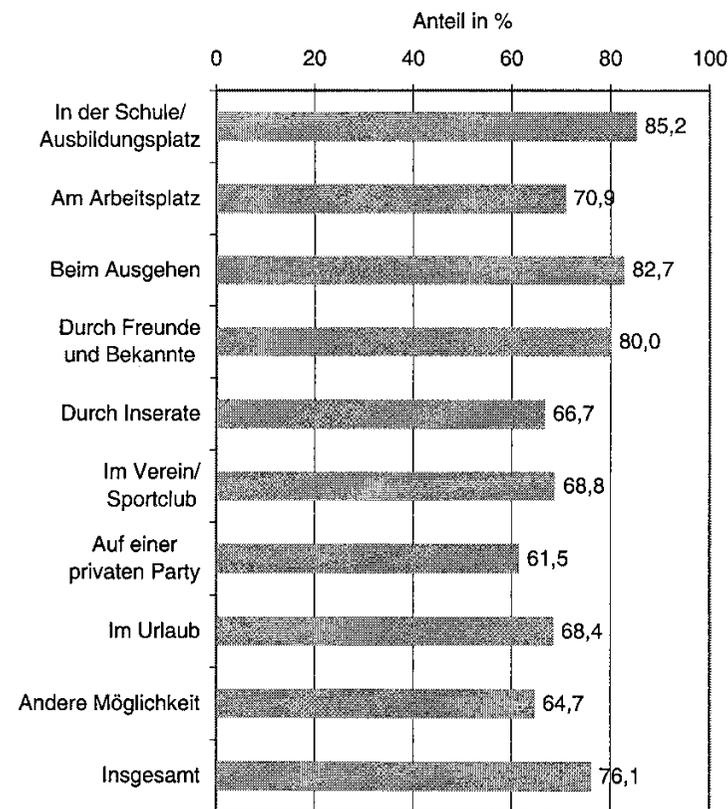


Quelle: Studie „Partnerschaft und Sexualität“, Bern 1999

Bildungsabschlüsse der Befragten in die Kategorien mit und ohne Abitur dichotomisiert. Die Bildungshomogamie errechnet sich dann als Summe aus

dem Anteil der Personen mit Abitur, deren Partner auch Abitur hat, und dem Anteil, bei denen beide Partner über kein Abitur verfügen. Aus Abbildung 4 sind zwei interessante Aspekte zu entnehmen: Zunächst lassen sich die Orte in zwei Gruppen einteilen mit unterschiedlichem Umfang von Bildungshomogamie: Überproportional hoch ist sie, wenn die Partner sich in der Schule bzw. am Ausbildungsplatz, beim Ausgehen oder über Freunde und Bekannte kennen gelernt haben. Bei den anderen Paaren ist sie dagegen unterdurchschnittlich. Innerhalb dieser beiden Gruppen hat der Ort des Kennenlernens für die Bildungshomogamie dann aber nur eine geringe Bedeutung: So haben z.B. knapp 83% der Befragten, die ihren Partner beim

Abbildung 4: Ort des Kennenlernens und Bildungshomogamie



Quelle: Studie „Partnerschaft und Sexualität“, Bern 1999

Ausgehen trafen, auch einen Partner mit gleichem Bildungsabschluss. Bei Befragten, die ihren Partner in der Schule oder am Ausbildungsplatz trafen, beträgt die berechnete Homogamie 85% und ist damit nicht viel höher.

Vor allem in der soziologischen Literatur wird die Frage nach dem Einfluss der Gelegenheitsstruktur auf die Übereinstimmung diskutiert (vgl. Feld 1981; Klein 1996; 2000; Smits et al. 1998). Denn ein gewisses Ausmaß an Übereinstimmung in den Ausstattungsmerkmalen ist schon allein aufgrund der Randverteilungen der Merkmale auf dem Heirats- bzw. Partnermarkt zu erwarten. Nehmen wir einmal an, dass jeweils die Hälfte der Frauen und Männer, die sich auf Partnersuche befinden, über einen höheren Bildungsabschluss verfügen (z.B. Abitur), dann ist bei zufälligem Paarbildungsprozess eine Bildungsübereinstimmung bei 50% der Paare (25% ohne, 25% mit Abitur) zu erwarten. Die Homogamiequote hängt also auch von den Randverteilungen auf den Märkten ab. Treffen sich die Partner z.B. überwiegend in Ausbildungsinstitutionen, dann ist auch mit einer hohen Homogamiequote zu rechnen. Die in Abbildung 4 berichteten Bildungshomogamiequoten sagen deshalb noch nichts darüber aus, ob sie durch eine Verwirklichung der Präferenzen oder vielmehr aufgrund der Gelegenheitsstruktur entstanden sind. Zur Berechnung der auf die Präferenzen zurückführbaren Homogamiequote muss der Anteil an Homogamie berechnet werden, der aufgrund eines Zufallsprozesses bei gegebener Randverteilung zu erwarten ist. Diese „zufällige“ Homogamie wird dann von der beobachteten Homogamiequote subtrahiert. Bei der Berechnung der zufälligen Homogamie ist darauf zu achten, dass die Bildungsverteilung aller auf dem Partnermarkt vorhandenen Individuen berücksichtigt wird. In unserem Fall müssen also auch Befragte ohne Partner mit einbezogen werden. Diese Berechnung kann daher nicht separat nach dem Ort des Kennenlernens durchgeführt werden, weil diese Frage natürlich nur für Personen mit Partner beantwortbar ist. Die beobachtete Homogamiequote unter allen Befragten mit Partner beträgt 76,3%. Die per Zufall zu erwartende Homogamie beträgt 57,3%, wodurch sich eine Differenz von 19%-Punkten errechnet. Dieser Wert gibt den Anteil an Paaren wieder, um den die beobachtete Homogamie die unter statistischer Unabhängigkeit erwartete Homogamie übertrifft. In einem weiteren Schritt wurde noch eine an kappa (vgl. Cohen 1960) angelehnte Maßzahl berechnet, die wir hier mit κ_{PM} bezeichnen.⁹ Der entsprechende

⁹ Das Subskript PM steht für Partnermarkt. Zur Berechnung von κ_{PM} wird die Differenz der empirisch beobachteten Übereinstimmung und der per Zufall – unter Berücksichtigung aller auf dem Partnermarkt vorkommenden Individuen – zu erwartenden Übereinstimmung (76,3% -

Wert von 0,44 ist signifikant von Null verschieden und weist ebenfalls auf die überzufällige Übereinstimmung hin.¹⁰

Auch in Bezug auf das Einkommen der Partner lässt sich eine gewisse, wenn auch schwächere Homogamietendenz feststellen. Zur Berechnung der Einkommenshomogamie haben wir das Einkommen der Befragten und ihrer Partner in die vier Klassen *ohne Erwerbseinkommen, bis 3.000 Schweizer Franken, zwischen 3.000 und 5.000* und *über 5.000* Franken eingeteilt. Aus Abbildung 5 lässt sich entnehmen, dass die Einkommenshomogamie dann relativ hoch ist, wenn sich die Partner in der Schule oder am Ausbildungsplatz kennen lernten. Allerdings ist die Einkommenshomogamie auch dann hoch, wenn sich die Partner durch Freunde und Bekannte trafen. Auch hier lässt sich die über den statistischen Zufall hinausgehende Einkommenshomogamie bestimmen. Unter allen Personen mit Partnern lässt sich eine Homogamiequote von 26,4% beobachten. Unter statistischer Unabhängigkeit sind 19,9% zu erwarten, wodurch sich eine Differenz von 6,5%-Punkten ergibt. Der entsprechende, signifikante Wert für κ_{PM} beträgt 0,08.

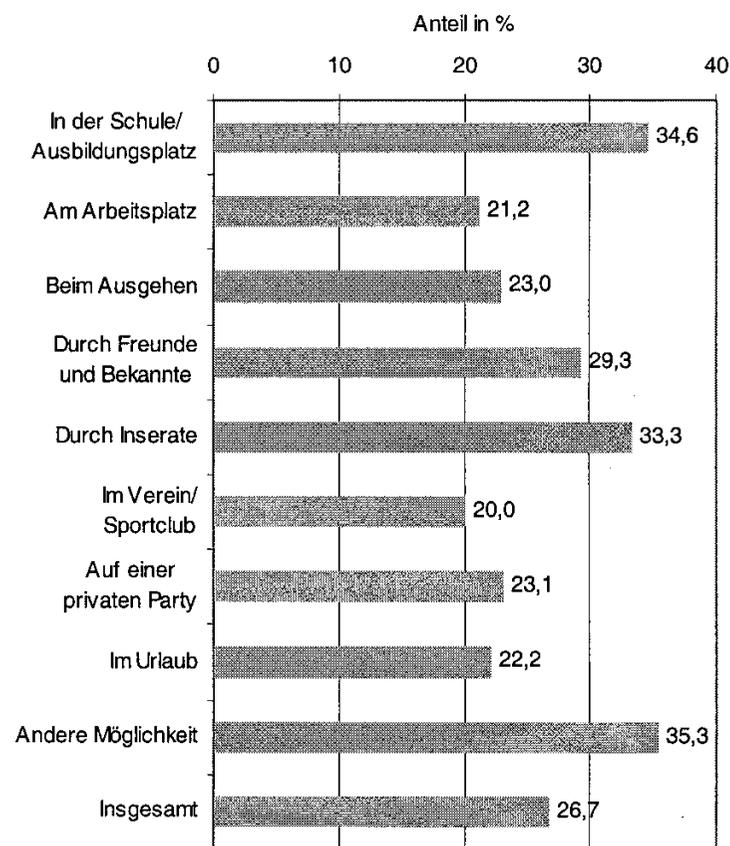
Wie oben angesprochen, wurden die Analysen auch getrennt für Ehepaare und für nicht Verheiratete durchgeführt. Dabei zeigte sich, dass 45,4% der nicht verheirateten Partner über ein gleich hohes Einkommen ($\kappa_{PM} = 0,32$) verfügen, bei den Verheirateten beträgt dieser Anteil dagegen nur 13,9% ($\kappa_{PM} = -0,07$). Die insgesamt relativ geringe Übereinstimmung, insbesondere aber der niedrige Anteil bei den Verheirateten weist ganz im Sinne der Familienökonomie darauf hin, dass das Erwerbseinkommen kein Merkmal ist, bei dem Übereinstimmung angestrebt wird (vgl. auch Brines/Joyner 1999; Kalmijn 1994).

Um einen Indikator für die physische Attraktivität der Partner zu erhalten, wurde in der Studie nach dem Gewicht und der Körpergröße der Be-

57,3% = 19%) in Beziehung gesetzt zu dem maximal möglichen Ausmaß an nicht zufälliger Übereinstimmung (100% - 57,3% = 42,7%). Das heißt, in unserem Beispiel ergibt sich κ_{PM} als $19\%/42,7\%=0,44$. κ_{PM} ist auf Werte zwischen -1 und 1 beschränkt. Ein positiver Wert bedeutet, dass die Übereinstimmung größer als zufällig erwartbar ist, während ein Wert von 0 anzeigt, dass das Ausmaß der Übereinstimmung gerade dem entspricht, was allein durch Zufall zu erwarten wäre. Negative Werte weisen auf eine geringere als die zufällig erwartbare Übereinstimmung hin (Cohen 1960: 41). Bei der Berechnung des Standardfehlers von κ_{PM} wurde die niedrigere Zahl von Personen mit Partner und nicht die höhere Zahl aller Befragten herangezogen. Daher ist die Schätzung des Standardfehlers hier höher.

¹⁰ Smits et al. (1998) untersuchten die Bildungshomogamie verheirateter Paare in 65 Ländern. Der Studie zufolge lässt sich eine überzufällige Bildungshomogamie in allen Ländern (die Schweiz ist darin nicht enthalten) beobachten.

Abbildung 5: Ort des Kennenlernens und Einkommenshomogamie



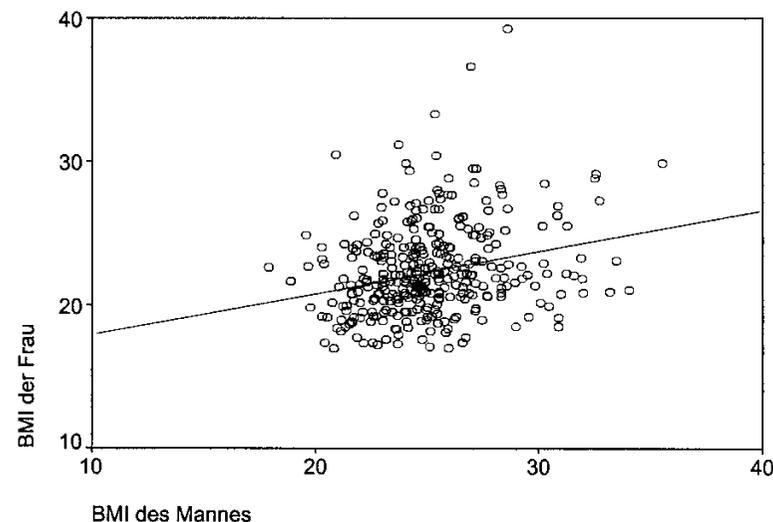
Quelle: Studie „Partnerschaft und Sexualität“, Bern 1999

fragten und ihrer Partner gefragt. Aus diesen Angaben lassen sich der Body-Mass-Index (BMI) der beiden Partner und der entsprechende Zusammenhang berechnen.¹¹ Wir haben schon gesehen, dass Männer im Durchschnitt

¹¹ Die Berechnung des BMI ist in Fußnote 7 erläutert. Je niedriger der BMI, desto schlanker ist eine Person. Der BMI ist nun sicherlich nicht der einzige Indikator für die physische Attraktivität einer Person, aber er dürfte eine nicht unwesentliche Komponente der Attraktivität darstellen. Für die befragten Frauen beträgt die Korrelation zwischen der selbst beurteilten Attraktivität und dem BMI immerhin 0,30, bei den Männern 0,17. Beide Korrelationen sind hoch signifikant. In der Regel wird die Messung der Attraktivität der Ehepartner durch die Einschätzung der Interviewer vorge-

einen höheren BMI aufweisen als Frauen. Bei den Frauen gelten Werte über 25 als Übergewicht, während bei Männern ab einem BMI von 27 von Übergewicht gesprochen wird. In der Regel gelten Personen – zumindest in westlichen Gesellschaften – um so attraktiver, je niedriger ihr BMI ist.¹² Wie aus Abbildung 6 ersichtlich ist, weist der BMI der Partner durchaus eine statistisch signifikante Korrelation von 0,25 auf.¹³ Zur Überprüfung der Möglichkeit, dass die Übereinstimmung aufgrund von Zufall bei gegebener Randverteilung entstanden sein könnte, haben wir den BMI in Abständen von zwei Einheiten kategorisiert. Bei 25,9% der Paare fallen die Partner in die gleiche Kategorie.¹⁴ Bei statistischer Unabhängigkeit wäre eine Überein-

Abbildung 6: Korrelation des BMI der Partner



n = 350; die Korrelation zwischen dem BMI der Partner beträgt 0,25
Quelle: Studie „Partnerschaft und Sexualität“, Bern 1999

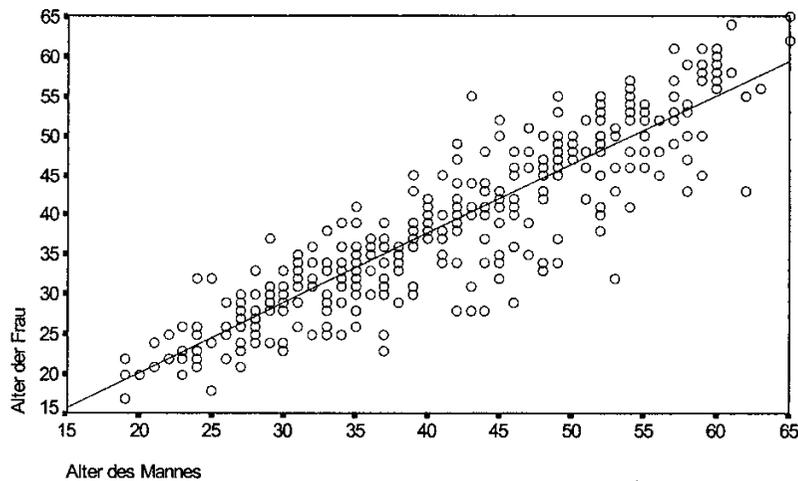
nommen. Abgesehen davon, dass eine solche Messung nur bei persönlichen Interviews möglich ist, weist sie weitere, gravierende Nachteile auf (vgl. Taylor/Glenn 1976).

¹² Dies gilt natürlich nicht für BMI-Werte unter 18, bei denen von Magersucht gesprochen wird.

¹³ Ähnliche Zusammenhänge sind auch aus psychologischen Studien bekannt, in denen die Selbsteinschätzungen der Attraktivität von Partnern korreliert werden. Korrelationen von Fremdbewertungen fallen dagegen in der Regel etwas höher aus (vgl. Feingold 1988).

¹⁴ Um zu berücksichtigen, dass bei Männern die Grenze zum Übergewicht um zwei Einheiten über dem Wert für Frauen liegt, haben wir in diesen Analysen jeweils die um zwei Einheiten versetzten Kategorien von Frauen und Männern als gleich eingestuft.

Abbildung 7: Korrelation des Alters der Partner



n = 352; die Korrelation zwischen dem Alter der Partner beträgt 0,91
 Quelle: Studie „Partnerschaft und Sexualität“, Bern 1999

stimmung von 20,9% zu erwarten. Die beobachtete Übereinstimmung übertrifft die erwartete damit um 5%-Punkte ($\kappa_{PM} = 0,06$). Die Korrelation der BMI-Werte steht in Einklang mit dem oben berichteten Ergebnis, dass attraktive Personen (nach Selbsteinschätzung) auch attraktive Partner bevorzugen.

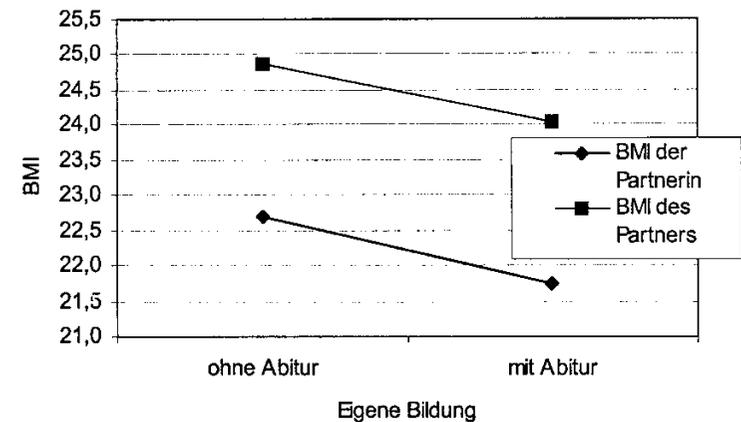
Schließlich wollen wir noch auf die Altersübereinstimmung eingehen. Zunächst ist anzumerken, dass bezüglich des Alters keine absolute Übereinstimmung zu erwarten ist: Vielmehr sind die Männer im Durchschnitt etwas älter; in Deutschland beträgt der Unterschied durchschnittlich etwa drei Jahre (Klein 1996). Auch in unseren Daten können wir diese durchschnittliche Altersdifferenz feststellen, sie beträgt etwa 2,7 Jahre. Unabhängig von der Altersverschiebung zwischen den Partnern sollte sich aber eine hohe Korrelation zeigen: Dies ist in Übereinstimmung mit anderen Studienergebnissen (Buss 1985) auch tatsächlich der Fall, sie ist mit einem Wert von 0,91 hoch signifikant. Abbildung 7 verdeutlicht das noch einmal graphisch.

Insgesamt zeigen die bisherigen Analysen eine deutliche Homogamie der Partner in Bezug auf Bildung und Alter, in gewissem Ausmaß hinsichtlich der physischen Attraktivität und eine vergleichsweise geringe Übereinstimmung beim Einkommen. Ein Großteil der beobachteten Homogamie ist dabei auf die Gelegenheitsstruktur zurückzuführen. Allerdings zeigen die

Berechnungen auch, dass unter Berücksichtigung der Randverteilungen auf dem Partnermarkt die beobachtete Bildungshomogamie über derjenigen liegt, die aufgrund einer Zufallsverteilung zu erwarten ist. Gleiches gilt auch für die Übereinstimmung der Attraktivität der Partner. Die Individuen können damit ihre Homogamiepräferenzen wenigstens zum Teil realisieren.

Bisher haben wir die einzelnen Merkmale getrennt betrachtet. Die Attraktivität einer Person beruht nun aber nicht auf einem einzigen Merkmal, sondern resultiert aus einer Kombination von Merkmalen. In diesem Sinn kann auch von einer Gesamtattraktivität gesprochen werden (Schoen/Wooldredge 1989). Personen auf dem Partnermarkt stehen damit vor dem Problem, dass ein potentieller Partner attraktiv in einigen aber nicht unbedingt in allen Merkmalen ist. Damit ist zu erwarten, dass Nachteile in bestimmten Eigenschaften durch Stärken in anderen ausgeglichen werden können. Wir hatten schon gesehen, dass Männer, entsprechend den evolutionsbiologischen Hypothesen, mehr Wert auf die physische Attraktivität legen und Frauen die berufliche Stellung wichtiger ist. Vor diesem Hintergrund ist zu erwarten, dass ein Austausch zwischen Attraktivität und Status stattfindet. Insbesondere sollten Männer mit hohem Status eher attraktivere Partnerinnen haben. Die bisherigen Befunde zu diesem Thema sind wenig einheitlich. Während einige Studien anhand kleiner Stichproben (z.B. Elder 1969) einen solchen Austausch bestätigen, konnten Untersuchungen mit repräsentativen Samples (z.B. Taylor/Glenn 1976) die Ergebnisse nicht re-

Abbildung 8: Eigene Bildung und BMI der Partnerin bzw. des Partners



Quelle: Studie „Partnerschaft und Sexualität“, Bern 1999

plizieren. Wir untersuchen im Folgenden, inwiefern ein Austausch zwischen physischer Attraktivität und sozialem Status mit unseren Daten zu beobachten ist.

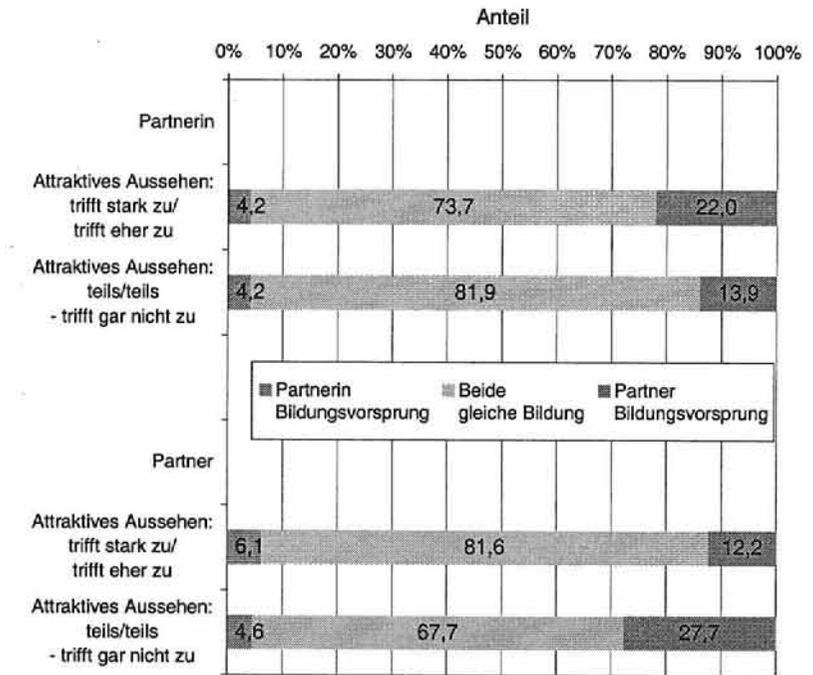
Betrachten wir zunächst einmal den BMI der Partner. Aus Abbildung 8 lässt sich erkennen, dass, wie wir schon gesehen haben, Männer einen signifikant höheren BMI haben als Frauen. Des Weiteren zeigt sich, dass die Partnerinnen dann einen höheren BMI haben, wenn ihr Partner über keine höhere Bildung verfügt. Der durchschnittliche BMI dieser Frauen beträgt 22,70, während er bei den Frauen, deren Partner eine höhere Bildung hat, 21,73 beträgt. Dieser Unterschied ist statistisch signifikant (t -Wert = 2,7). Offensichtlich gelingt es Männern mit besserer Ausbildung, attraktivere Partnerinnen zu gewinnen. Aus Abbildung 8 ist aber auch ersichtlich, dass Frauen mit Abitur ebenfalls einen Partner mit geringerem BMI haben.

Ähnliche Ergebnisse erhalten wir auch dann, wenn anstelle des BMI die Selbsteinschätzung der Attraktivität der Befragten analysiert wird (vgl. Abbildung 9). Frauen, die nach Selbstauskunft attraktiv sind, haben häufiger einen Mann mit Bildungsvorsprung (22%) als Frauen, die sich für weniger attraktiv halten (13,9%).¹⁵ Ähnliches gilt auch für die befragten Männer. Diese haben dann häufiger einen Bildungsvorsprung, wenn sie sich selbst für weniger attraktiv halten (27,7%), und seltener einen Bildungsvorsprung, wenn sie sich für attraktiv halten (12,2%). Diese Ergebnisse sprechen dafür, dass Männer mangelnde Attraktivität durch Bildung kompensieren. Diese Interpretation trifft dagegen nicht für die Frauen zu. Denn wenig attraktive Frauen (nach Selbstauskunft) haben genauso selten einen Bildungsvorsprung wie attraktive Frauen, nämlich nur bei 4,2% der Paare. Eine Kompensation von Attraktivität durch Bildung ist damit für die Frauen nicht beobachtbar. Dieses Ergebnis bestätigt sich in der Tendenz auch, wenn wir die Angaben der Partner betrachten. Für die attraktive Gruppe lässt sich ein Bildungsvorsprung der Frauen bei 6,1% der Paare beobachten. Für die weniger attraktive Gruppe besteht bei 4,6% ein Bildungsvorsprung der Frauen. Der Bildungsvorsprung der Frauen ist also in der Gruppe der attraktiven Männer nur unbedeutend größer als bei weniger attraktiven Männern.

Auch hinsichtlich des Einkommens kann in den bivariaten Analysen tendenziell eine Zunahme der Attraktivität der Partnerin bei steigendem Einkommen des Partners festgestellt werden (Abbildung 10). Für den BMI des Partners zeigt sich dagegen kein Zusammenhang.

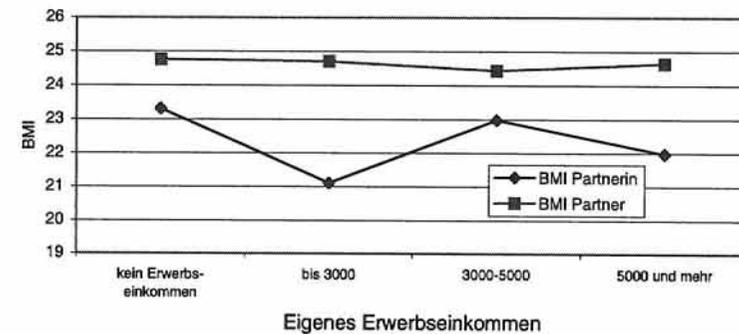
¹⁵ Ein Bildungsvorsprung ist aufgrund der Dichotomisierung der Bildungsvariablen gleichbedeutend damit, dass eine Person Abitur hat, die andere nicht.

Abbildung 9: Eigene Attraktivität und Bildungsvorsprung



Quelle: Studie „Partnerschaft und Sexualität“, Bern 1999

Abbildung 10: Eigenes Einkommen und BMI der Partnerin bzw. des Partners



Quelle: Studie „Partnerschaft und Sexualität“, Bern 1999

Insgesamt scheinen diese Ergebnisse die Vermutung zu bestätigen, dass Männer mit höherem Status auch attraktivere Partnerinnen haben. In einem weiteren Schritt werden wir die bivariaten Ergebnisse mittels multivariater OLS-Regressionen überprüfen (Tabelle 2).

Betrachten wir zunächst einmal die Regression des BMI der Frauen. Tabelle 2 (Spalte 1) ist zu entnehmen, dass Frauen mit höherer Bildung auch einen niedrigeren BMI aufweisen. Dieser Bildungseffekt ist vermutlich dadurch erklärbar, dass eine höhere Bildung auch mit einem höheren Gesundheits- und Ernährungsbewusstsein einhergeht. Darüber hinaus zeigt sich, dass Frauen dann einen niedrigeren BMI-Wert ($b = -1,80$) aufweisen, wenn der Partner, aber nicht sie selbst eine höhere Bildung haben. Dieses Ergebnis bestätigt die bivariaten Analysen. Des Weiteren zeigt sich auch in der multivariaten Regression, dass die BMI-Werte der Partner korrelieren. Außerdem ist zu erkennen, dass die BMI-Werte der Frauen dann geringer sind, wenn ihr Partner zur höchsten Einkommensgruppe gehört.

Der BMI der Männer (Tabelle 2, Spalte 2) hängt im Vergleich zum BMI der Frauen nicht von ihrer eigenen Bildung ab. Der Effekt weist zwar in die erwartete Richtung, ist aber statistisch nicht signifikant. Dagegen zeigt sich auch hier die positive Korrelation zum BMI der Partnerin. Bedeutsam ist nun der Interaktionseffekt: Haben Frauen einen Bildungsvorsprung, so resultiert daraus, anders als bei den Männern, kein niedrigerer BMI-Wert für den Partner. Während also Männer mit höherem Status attraktivere Partnerinnen haben, gilt dies umgekehrt nicht für die Frauen. In die gleiche Richtung weisen die Effekte in Bezug auf das Einkommen: Das Einkommen der Partnerinnen hat in keiner Einkommensklasse einen signifikanten Effekt auf den BMI der Männer.

Diese Regressionsanalysen bestätigen damit die Überlegung, dass Männer mit höherem Status attraktivere Partnerinnen haben als Männer mit niedrigem Status. Umgekehrt gilt dies nicht für die Frauen. Übertrifft der Status der Frauen denjenigen ihrer Partner, dann bedeutet dies nicht, dass ihre Partner auch attraktiver sind. Neben diesem Effekt des Austauschs zwischen Attraktivität und Status lässt sich außerdem die Homogamie in Bezug auf den BMI erkennen.

6. Zusammenfassung

Wir haben in diesem Beitrag einige Hypothesen überprüft, die sich aus dem evolutionsbiologischen Ansatz und der ökonomischen Theorie der Familie

Tabelle 2: Einflussfaktoren auf den BMI der Partnerin bzw. des Partners

	BMI der Partnerin	BMI des Partners
Partnerin: Abitur ¹	-2,00*** (-2,73)	0,11 (0,21)
Partner: Abitur ¹	1,20 (0,82)	-0,66 (-1,56)
Partner/in: Bildungsvorsprung ²	-1,80* (-1,95)	0,17 (0,21)
Partner/in: BMI	0,22*** (3,35)	0,16*** (3,35)
Partnerin: Alter	0,00 (0,06)	0,01 (0,17)
Partner: Alter	0,03 (0,79)	0,06* (1,94)
Partnerin: bis 3.000 SFR ³	-0,49 (-1,14)	0,19 (0,51)
Partnerin: 3.000 – 5.000 SFR ³	0,30 (0,63)	0,22 (0,52)
Partnerin: 5.000 SFR und mehr ³	0,19 (0,26)	-0,23 (-0,37)
Partner: bis 3.000 SFR ³	-1,38 (-1,56)	-0,15 (-0,20)
Partner: 3.000 – 5.000 SFR ³	-0,13 (-0,19)	-0,10 (-0,17)
Partner: 5.000 SFR und mehr ³	-1,11* (-1,76)	0,50 (0,93)
Konstante	16,84*** (-9,53)	18,26*** (13,24)
N	314	314
Korrigiertes r ²	0,10	0,11

Berichtet werden die unstandardisierten OLS-Regressionskoeffizienten. Werte in Klammern bezeichnen die entsprechenden t-Werte.

In einem weiteren Modell haben wir zusätzlich den Ehestand sowie eine Variable, die anzeigt, ob das Paar Kinder hat, kontrolliert. Beide Variablen haben keinen Einfluss auf den BMI der Partner.

*** = signifikant bei $\alpha = 0,01$; ** = signifikant bei $\alpha = 0,05$; * = signifikant bei $\alpha = 0,10$

¹ Referenzkategorie: „kein Abitur“

² Referenzkategorie: „kein Bildungsvorsprung“

³ Referenzkategorie: „kein Erwerbseinkommen“

Quelle: Studie „Partnerschaft und Sexualität“, Bern 1999

ableiten lassen. Nach dem evolutionsbiologischen Ansatz sollten Männer mehr Wert auf die physische Attraktivität ihrer Partnerinnen legen. Dagegen ist zu erwarten, dass Frauen sich mehr für den sozialen Status ihrer Partner interessieren. Die ökonomische Theorie geht davon aus, dass sich ehe- bzw.

partnerspezifische Güter dann effizienter produzieren lassen, wenn bestimmte Ausstattungsmerkmale der Partner, wie Bildung oder Alter, übereinstimmen. Eine geringe Übereinstimmung ist dagegen beim Erwerbseinkommen zu erwarten, weil eine gewisse Arbeitsteilung den Partnerschaftsgewinn erhöht. Unsere empirischen Evidenzen, die wir aus einer Befragung von knapp 500 Frauen und Männern in der Schweiz gewonnen haben, bestätigen die Hypothesen aus beiden Theorien.

Zunächst konnte festgestellt werden, dass Frauen, befragt nach ihren Partnerpräferenzen, mehr Wert auf den sozialen Status legen als Männer. Männern ist dagegen die physische Attraktivität wichtiger als den Frauen. Einschränkend muss dabei festgehalten werden, dass die Rangliste der Partnerpräferenzen von den Merkmalen Verständnis und Toleranz, Treue und Humor angeführt wird und nicht von Attraktivität und Status. Allerdings ist auch zu berücksichtigen, dass es sich hier um Selbstauskünfte handelt und die Nennung von Status und Attraktivität als wichtigste Partnermerkmale sicherlich nicht zu den sozial erwünschten Antworten gehört. Die geschlechtsspezifischen Präferenzen bezüglich der Partnermerkmale zeigen sich auch bei Kontrolle verschiedener weiterer Merkmale in multivariaten Regressionsanalysen. Die Ergebnisse sprechen insgesamt eher für eine Bestätigung als für eine Widerlegung der evolutionsbiologischen Erwartung.

Des Weiteren zeigt sich, dass die Befragten durchaus Homogamie anstreben und diese auch in ihren Partnerschaften realisieren. So lässt sich eine hohe Korrelation zwischen den sich selbst zugeschriebenen Merkmalen, wie zum Beispiel Bildung, Humor, Treue, und der Wichtigkeit, die den entsprechenden Eigenschaften bei einem Partner zugeschrieben wird, feststellen. Darüber hinaus kann eine hohe Alters- und Bildungshomogamie zwischen den Partnern beobachtet werden, die bei der Bildung deutlich über jenen Umfang hinausgeht, der bei statistischer Unabhängigkeit zu erwarten wäre. Homogamie besteht auch in Bezug auf die physische Attraktivität und das Erwerbseinkommen, allerdings in weit geringerem Umfang. Die physische Attraktivität, die wir hier durch den Body-Mass-Index der Befragten (und ihrer Partner) messen, weist eine statistisch signifikante Korrelation von 0,25 auf. Auch hier übersteigt die beobachtete Übereinstimmung diejenige, die aufgrund statistischer Unabhängigkeit zu erwarten wäre.

Ein Grund für die relativ niedrige Homogamie in Bezug auf das Erwerbseinkommen und die Attraktivität könnte darin bestehen, dass Männer mehr auf die Attraktivität als auf das Einkommen oder die Bildung ihrer Partnerinnen achten und Frauen mehr auf den sozialen Status. Dem zufolge tauschen Männer ihren Status gegen Attraktivität bei den Partnerinnen und

vice versa. Tatsächlich unterstützen die empirischen Ergebnisse diese Interpretation. Der BMI der Partnerinnen ist dann geringer, wenn die Männer einen Bildungsvorsprung haben und über ein höheres Erwerbseinkommen verfügen. Der Austausch zwischen Bildung und Attraktivität funktioniert dagegen nicht umgekehrt: Erstens ist festzustellen, dass nur bei einem sehr geringen Anteil von Paaren die Frauen einen Bildungsvorsprung aufweisen. Zweitens unterscheidet sich der BMI der Männer bei Paaren, in denen die Frau einen Bildungsvorsprung hat, in den multivariaten Analysen nicht signifikant von dem der Männer in anderen Paaren. Ein Bildungsvorsprung der Frau wird demnach also nicht durch eine höhere Attraktivität des Partners belohnt. Es kann somit festgehalten werden, dass die Ergebnisse auch die Vermutungen über den Austausch von Attraktivität und Status zwischen Frauen und Männern bestätigen.

Literatur

- Becker, G. S., 1976: A Theory of Marriage. S. 205-250 in: G. S. Becker (Hrsg.), *The Economic Approach to Human Behaviour*. Chicago/London: University of Chicago Press.
- Becker, G. S., 1991: *A Treatise on the Family*. Enlarged Edition. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Brines, J./Joyner, K., 1999: The Ties that Bind: Principles of Cohesion in Cohabitation and Marriage. *American Sociological Review* 64: 333-355.
- Buss, D. M., 1985: Human Mate Selection. *American Scientist* 73: 47-51.
- Buss, D. M./Barnes, M., 1986: Preferences in Human Mate Selection. *Journal of Personality and Social Psychology* 50: 559-570.
- Cohen, J., 1960: A Coefficient of Agreement for Nominal Scales. *Educational and Psychological Measurement* 20: 37-46.
- Elder, G. H., Jr., 1969: Appearance and Education in Marriage Mobility. *American Sociological Review* 34: 519-533.
- Feingold, A., 1988: Matching for Attractiveness in Romantic Partners and Same Sex Friends: A Meta-Analysis and Theoretical Critique. *Psychological Bulletin* 104: 226-235.
- Feld, S. L., 1981: The Focused Organization of Social Ties. *American Journal of Sociology* 86: 1015-1035.
- Franzen, A., 2000: Does the Internet Make us Lonely? *European Sociological Review* (im Druck).
- Grammer, K., 1998: *Signale der Liebe. Die biologischen Gesetze der Partnerschaft*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Kalmijn, M., 1994: Assortative Mating by Cultural and Economic Occupational Status. *American Journal of Sociology* 100: 422-452.
- Klein, T., 1996: Der Altersunterschied zwischen Ehepartnern. Ein neues Analysemodell. *Zeitschrift für Soziologie* 25: 346-370.
- Klein, T., 2000: Partnerwahl zwischen sozialstrukturellen Vorgaben und individueller Entscheidungsautonomie. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 3: 229-243.
- Laumann, E. O./Gagnon, J. H./Michael, R. T./Michaels, S., 1994: *The Social Organization of Sexuality*. Chicago: University of Chicago Press.
- Posner, R. A., 1992: *Sex and Reason*. Cambridge, MA.: Harvard University Press.
- Schoen, R./Wooldredge, J., 1989: Marriage Choices in North Carolina and Virginia, 1969-71 and 1979-81. *Journal of Marriage and the Family* 51: 465-481.

- Smits, J./Ultee, W./Lammers, J., 1998: Educational Homogamy in 65 Countries: An Explanation of Differences in Openess Using Country-Level Explanatory Variables. *American Sociological Review* 63: 264-285.
- Stroebe, W./Insko, C. A./Thomson, V. D./Layton, B. D., 1971: Effects of Physical Attractiveness, Attitude Similarity, and Sex on Various Aspects of Interpersonal Attraction. *Journal of Personality and Social Psychology* 18: 79-91.
- Taylor, P. A./Glenn, N. D., 1976: The Utility of Education and Attractiveness for Females' Status Attainment through Marriage. *American Sociological Review* 41: 484-498.

Anhang

Tabelle A: Vergleich der Randverteilung mit der SAKE-Studie 1999

	Studie		SAKE-Erhebung 1999 ¹
	N	%	%
	Geschlecht		
Frauen	241	52,1	49,6
Männer	222	47,9	50,4
	Familienstand		
Nicht verheiratet	246	53,5	42,1
Verheiratet	214	46,5	57,8
	Alter		
18 - 29	125	27,0	23,9
30 - 39	139	30,0	28,9
40 - 49	120	25,9	25,3
50 - 60	79	17,1	22,0
	Ausbildung		
Obligatorische Schule	44	9,5	17,4
Berufslehre	238	51,4	47,9
Matura/Seminar	40	8,6	8,4
Fachhochschule	79	17,1	18,4
Universität	62	13,4	8,0

¹ Die Angaben aus der Schweizerischen Arbeitskräfte-Erhebung (SAKE) beziehen sich auf Personen, die in der Deutschschweiz wohnhaft sind und zwischen 18 und 60 Jahre alt sind.

Partnerwahl und Nationalität. Heiratsbeziehungen zwischen Ausländern in der Bundesrepublik Deutschland

Stephanie Vetter

1. Einleitung

Die Nationalität als Dimension der Partnerwahl fand in der soziologischen Forschung bislang wenig Berücksichtigung (Kane/Stephen 1988; Klein 1997; Roloff 1998). Die wenigen bereits vorhandenen Beiträge konzentrieren sich auf Partnerwahl und Heiratsmuster zwischen Deutschen und Ausländern. Deskriptive statistische Berichte dazu lieferten Proebsting (1988; 1990; 1992) und Schmidt/Weick (1998).¹ Die Heiratsbeziehungen von Ausländern untereinander sind allerdings noch gar nicht untersucht. Ein Blick auf die amtliche Eheschließungsstatistik zeigt jedoch, dass in Deutschland im Jahr 1997 immerhin knapp 12.500 Ehen zwischen Bürgern nichtdeutscher Staatsangehörigkeit geschlossen wurden. Gut 63% davon waren solche mit Partnern unterschiedlicher Nationalität.²

In der Migrationssoziologie wird von Heiratsbeziehungen zwischen Ausländern und Deutschen auf die soziale Distanz zwischen ausgewählten Nationalitätengruppen und der deutschen Bevölkerung geschlossen (z.B. Esser 1980; Vaskovics 1987; Wiegand 1987). Soziale Schließung kann daher auch zur Erklärung von binationalem Partnerwahlverhalten dienen. Interessant und neu ist es, zu berücksichtigen, dass auch zwischen Ausländern verschiedener Staatsangehörigkeit soziale Distanz besteht, und zwar in jeweils variabler und unterschiedlicher Ausprägung.

Aus dieser Überlegung ergeben sich interessante Fragen: Wie hoch ist die Neigung von Ausländern in der Bundesrepublik, Partner der eigenen, einer anderen oder der deutschen Nationalität zu wählen? Wie hat sich dies im Zeitverlauf entwickelt und welche Faktoren sind dafür verantwortlich? Stehen sich bestimmte Nationalitäten näher als andere?

Zur Untersuchung dieser Fragen ist es sinnvoll, nur eine Auswahl der zahlreichen in Deutschland vertretenen Staatsangehörigkeiten zu betrachten.

¹ Daneben lassen sich einige Arbeiten aus dem pädagogischen und psychologischen Bereich finden (Appel 1992; Elschenbroich 1988a; 1988b; Gomez Tutor 1995; Görres 1964; Hecht-El Minshawi 1988; Heer 1985; Mach-Hour 1987; Müller 1950; Müller-Dincu 1981; Ranke-Heinemann 1968; Scheibler 1990; 1992; Shams 1983; Wießmeier 1993).

² Statistisches Bundesamt, Tabelle 5.1 vom 30.11.1998: Eheschließungen nach der Staatsangehörigkeit der Ehepartner